

Imagefragen

Autor(en): **Suter, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **137 (2011)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-903506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Imagefragen

Wenn Spiesser Spiesser Spiesser nennen

DIETER HÖSS

Keiner möchte gern als Spiesser gelten. Aber jeder kennt mehr als einen, den er – wenn auch meist unausgesprochen – für ausgesprochen spiessig hält. Mag das sogenannte gute Bürgertum hundertmal totgesagt worden sein, das miese Spiessbürgertum ist nicht totzukriegen. Spiesser, das ist ja auch nur die Kurzform vom Spiessbürger.

Und den gab es schon im Mittelalter: Damals war der – vor allem finanziell – so minderbemittelt, dass er sich zu seiner Bewaffnung nur einen Spiess leisten konnte und allenfalls einen Schild dazu. Die solcherart knapp gewapneten Stadtbewohner wurden deshalb bald leise bespöttelt oder laut ausgelacht. Schon im 17. Jahrhundert galt unter Studenten die Bezeichnung Spiessbürger, wie übrigens Schildbürger auch, als Schimpfwort für einen engstirnigen und beschränk-

ten Menschen, kleinlich im Denken und im Handeln.

Die Kurzform, die um 1900 aufkam, konnte dieses Image nicht aufbessern. Es blieb dabei: Niemand, der hundertprozentige Spiesser schon gar nicht, lässt sich gern einen Spiesser schelten, niemand lässt sich gern nachsagen, er sei spiessig angezogen, eingerichtet und eingestellt. Trotzdem blüht und gedeiht das Spiessertum auch heute und feiert fröhliche Urständ, im jeweils neuesten modischen Gewand.

Der moderne Spiesser ist nämlich nicht von gestern. Statt der Hellebarde führt er dicke Stossstangen ins Gefecht. Statt dem Schild in der Hand hat er die Schüssel auf dem Dach. Durch Rechtsschutz und Diebstahlsicherung schützt er sich selbst und sein Hab und Gut, während er um den Erdball jettet

und dabei doch in sich selber ruht. Denn das ist es, was der Spiesser jederzeit tut.

Da die spiessbürgerliche Welt so klein und überschaubar ist, dass sie in jeden Kopf und jeden Koffer passt, traut sich der Spiesser auch jederzeit und überall ein Urteil zu – vor gefasst, vorlaut und, wie er glaubt, vernichtend für die Betroffenen. Er selbst fühlt sich nie getroffen. Denn von allen Vorurteilen des Spiessers ist dieses am unerschütterlichsten: unter allen Verdächtigen als Einziger unverdächtig zu sein.

Ein Spiesser, der sich selbst so nennen würde, wäre denn auch kein rechter Spiesser mehr, hätte nur die eine oder andere spiessige Ansicht über dies und jenes – wie jeder von uns. Stattdessen dreht er den Spiess um: «Ich bin gewiss kein Spiesser», sagt er, «aber was zu weit geht, geht zu weit!»

Imagefragen

HANS SUTER

Am Strand inmitten von vielen Bade-gästen sitzen zwei junge Männer auf einer Strohmatten, der eine im Schneidersitz. Der andere steht da, die Arme leicht ausgebreitet, die Handflächen erwartungsvoll gen Himmel gerichtet. Spielende Kinder bleiben erst irritiert stehen, spürten dann aber kichernd davon. Beide Männer tragen keine Badehose, sondern nur einen kurzen Lendenschurz. Nach andächtigen Minuten beenden die beiden ihr Innehalten und gehen getragenen Schrittes zum Wasser. In der Brandung verharren sie nochmals kurz mit geschlossenen Augen. Dann lassen sie ihren Lendenschurz in den Sand fallen und gehen langsam ins Wasser. Nicht etwa, um zu schwimmen, sondern, um das Element Wasser zu erfahren.

Eine ganz andere Spezies sind Nacktwanderer. Sie wollen wandern wie andere Leute auch, nur einfach blutt. Weshalb fragt man sich, gehen die nicht konsequenterweise barfuss? Gehörte das nicht zum Image eines Blutwanderers? Einfach den Pimmel an der frischen Luft baumeln lassen und bei Harndrang nicht mehr wegtreten zu müssen, kann es ja wohl nicht gewesen sein. Das Argument des ganzkörperli-

chen Sonnenbrands lassen sie nicht gelten. Zumindest würde beim Nacktwandern eine Ganzkörpererrötung erreicht. Auf dem sonnenverbrannten Leib würden Rucksack und dessen Riemen nicht wie bei Bikini tragenden Frauen weisse Stellen hinterlassen. Diese würden genauso rot sein, weil abgeseuert.

Haute Couture muss die Bedingungen nicht erfüllen, Blösse zu bedecken oder das bequeme Fortbewegen zu ermöglichen. Modedesigner dürfen ihrem Image gemäss, ungestraft, zum Beispiel die Motorik behindernde Klimbim oder die Hautatmung nicht mehr zulassende Plastikhüllen kreieren. Und wer geglaubt hatte, der Trend des Schlabberlooks der 70er-Jahre gehöre endgültig der Vergangenheit an, wird von der Markenklamotten tragenden Jugend eines Besseren belehrt. Mit Stoffanhäufungen, verziert mit riesigen Markenlogos, bedecken männliche Jugendliche ihren adoleszenten Leib. Die Hosen mit dem Schritt bei den Knien sind bewusst so gestaltet, dass die Hosenbeine über die unverschürten Galoschen schwappen. Dass man dauernd auf dem Stoffrumtrampelt, stellt keine Stolpergefahr dar, da solche «Baggys» eh nur ein eingeschränktes Gehen ermöglichen.

Für reifere weibliche Jahrgänge werden in einer alten Mühle, an schussichere Kleidung gemahnende, wallende schwarze Röcke kreiert. Entsprechende Schlabberhosen werden auch für Männer genäht. Meist kommen die Liebhaber dieser vor allem die Figur nicht betonender Klamotten im Partnerlook daher. «Wenn ich schon meine Wülste kaschiere, ist es nichts als gerecht, wenn du deine Wampe auch hinter wallenden schwarzen Tüchern versteckst». Das ist wahres Prêt-à-porter, man/frau muss bereit sein, die Kleider herumzutragen beziehungsweise mit sich herumzuschleppen.

Dann gibt es noch die Kapuzenheinis. Meist in Schwarz oder Grau. Deren Image besteht darin, möglichst oft auf den Boden zu spucken oder allzu friedlichen Veranstaltungen etwas Action zu verleihen und dafür zu sorgen, dass Arbeitsplätze bei der Polizei erhalten bleiben (was vielleicht auch mal zu würdigen wäre). Dann gibt es noch die Kahlgeschorenen mit Ohrring oder Tattoo. Die vielen «Performer» mit den zu kleinen Hüten, die nur den Hinterkopf bedecken. Die pinkfarbenen greisen Werbeträger auf den Rennvelos, aber das wäre dann eher eine demografische Frage.